



Gute Mauern machen gute Nachbarn, heisst es auf der einen Seite. Ein Tor auf dem Weg ins Westjordanland.

NIR KAFRI/KEYSTONE

«Sie schneiden den Himmel entzwei»

Die israelische Sperrmauer teilt die Realität in zwei Hälften: in eine schwierige und eine sehr schwierige. Und doch gibt es Zeichen der Hoffnung. Eine Reise durch Israel und Palästina nach Kairo.

Träge tanzt der Airbus durch dichte Wolkenbänke, die Kabine ächzt, Monitore wackeln, Durchsagen schnarren aus den Bordlautsprechern. Regen läuft in schmalen Striemen übers Fenster, unten schäumt das Meer. Die Skyline von Tel Aviv schiebt sich unter die wippenden Flügel, an leeren Stränden brechen sich die Wellen, und dahinter glänzt die zersiedelte Ebene in ungewohntem Grün. Kurz danach reissen die Wolken auf, der Himmel blaut, Licht und Schatten huschen über die Hügel, ein fernes graues Band ist kurz zu sehen, schlängelt sich den Kuppen entlang, genau, das muss sie sein, das ist sie doch: die Mauer, *al-Jidaar*. Doch jäh kippt die Landschaft weg, nach einer steilen Kurve setzt der grosse Vogel sanft auf nasser Piste auf.

Israel ist nicht das Land des Lächelns, geschweige denn das Land ausgesuchter Höflichkeit. Es pflegt seine Besucher am Flughafen Ben Gurion mit notorisch schlecht gelaunten Teenagern in Uniform zu empfangen. Diese wollen meist ganz genau wissen, was der Besucher denn vorhat im Gelobten Land. Bekundet man die Absicht, die Westbank zu besuchen, kann es durchaus länger dauern, bis man nach hartnäckigem Verhör in die Ankunftshalle entlassen wird.

Doch diesmal ist alles anders. Die Grenzbeamtin hämmert kommentarlos den Einreisestempel in den Pass, knallt ihn auf die Theke, *next please*. Fast ist man enttäuscht. Ist dieses plötzliche Desinte-

resse ein Vorbote kommender Entspannung? Droht hier gar eine Art von Frieden? Man wird sehen.

Kalter Karton. Der israelische Taxifahrer fährt sehr gern nach Jerusalem, das ist schliesslich lukrativ, aber nicht nach Ostjerusalem, in den arabischen Teil. Viel zu gefährlich! Sein Fahrstil erweist sich als noch gefährlicher, seine Ortskenntnis ausserdem als derart rudimentär, dass ihn der Besucher aus Europa dann doch direkt ans «gefährliche» Damaskus-Tor lotsen kann. Ostjerusalem liegt bereits auf über achthundert Metern. Ein eisiger Wind wirbelt Kartons und faulende Gemüsereste übers glitschige Pflaster. Es ist Freitag, der Feiertag der Muslime, und die wenigen palästinensischen Familien, die sich in der Altstadt nach Kuchen und Süssigkeiten umgesehen haben, hasten die Strasse hoch zum Bus- und Taxiterminal. Schwer bewaffnete israelische Soldaten lungern vor einem Falafelstand herum, die meisten Geschäfte sind bereits geschlossen, ein Kleintraktor der Kehrichtabfuhr rattert durch die schmalen Gässchen.

Im Drehkreuz. Am Checkpoint Kalandia in Richtung Ramallah hat sich viel verändert seit dem letzten Besuch im Frühjahr 2003. Neu ist die massive graue Mauer; sie besteht aus Betonelementen von eineinhalb Metern Breite und acht bis neun Metern Höhe. Ebenfalls brandneu sind die stählernen Drehkreuze nach der Passkontrolle, die dem Passanten, der sich hier

durchquetschen muss, eine kurzes, intensives Käfiggefühl bescheren. Direkt daneben haben die Israelis im Anschluss an die Mauer einen Wachturm hochgezogen. Noch ist er unbemannt und von palästinensischen Farbbeutelwerfern künstlerisch veredelt, doch bald wird die Mauer hier fugendicht geschlossen, ein «Gate» gebaut und der Turm mit Scharfschützen der Border Police bestückt sein. Rechts Richtung Jordantal klafft rotfeuchte Erde in der Flanke eines Hügels; hier haben Bulldozer Land aufgerissen, das einst mit Olivenbäumen bewachsen war. Riesige Rollen Stacheldraht liegen bereit zum Schutz für die Bautrupps, die hastig die Mauer Richtung Jerusalem vorantreiben. Die Soldatinnen und Soldaten am Checkpoint, dick verummumt in wasserdichten Jacken, geben sich betont locker. Ein lässiger Wink mit dem Finger oder ein arrogantes Nicken genügen ihnen als Aufforderung zur Pass- und Körperkontrolle. Auf der anderen Seite warten ungezählte Taxis zwischen schlammigen Pfützen und Betonblöcken auf ihre vom Regen durchnässte Kundschaft.

10 000 Drachen. Ramallah macht einen viel geschäftigeren Eindruck als Ostjerusalem. Die Strassen hier sind chronisch verstopft, es wird viel gebaut, die Menschen scheinen sogar leicht gehetzt. Im benachbarten Al-Bireh befindet sich das Popular Art Center. Iman Hammuri ist dessen Direktorin; sie erzählt von Aktionen, die rund um die Mauer stattfinden. Im «10 000 Kites Project» der Israeli Art

Association liess man Drachen von beiden Seiten aufsteigen und über der Mauer zusammenkommen.

«Wenn man sich auf dem Boden der Tatsachen nicht begegnen kann, tut man es eben im Himmel über der Mauer», sagt Hammuri. «Der Bürgermeister von Jerusalem meinte, die Mauer habe damit ihre Wichtigkeit bewiesen. Sie ziehe nicht nur Touristen an, sondern auch Künstler. Das sei doch positiv.» Diesem Zynismus kann Hammuri nicht viel abgewinnen. «Mit der Mauer verdecken uns die Israelis die Sonne, sie schneiden den Himmel entzwei. Und lassen uns ein paar Löcher zum Durchschlüpfen und zum Absetzen ihrer Waren.»

Verkaufen und umziehen. Der Palästinenser Khaled Daromar ist teilweise in England aufgewachsen und führte einst eine gut gehende Sprachschule in Ramal-

lah. Heute arbeitet er als Übersetzer in einem Reformprojekt der palästinensischen Autonomiebehörde, das die Briten sponsern. Jetzt plaudert er Internes aus. «Gestern ist Mahmud Abbas, der neue Premier, bereits um acht Uhr morgens im Ministerium für zivile Angelegenheiten aufgetaucht. Es war fast niemand bei der Arbeit. Abbas hat dann ziemlich rumgewütet. Auch einen hohen Mitarbeiter des Ministeriums, einen Arafat-Mann, haben sie erwischt. Jahrelang führte er fünfhundert fiktive Mitarbeiter auf der Lohnliste. Millionen sind auf sein Konto geflossen. Aber egal», meint Daromar. Er habe sowieso andere Probleme.

Er müsse seine mühsam abbezahlte Wohnung in Ar-Ram wohl verkaufen. «Im Juli wird diese verfluchte Mauer in Kalandia fertig sein. Ich werde eine Bewilligung von den Israelis brauchen für meinen Arbeitsort Ramallah, der nur sieben Kilometer weit weg liegt. Ob sie mir sie geben? Sie entscheiden oft willkürlich.» Jetzt sucht sich Daromar für seine Frau und seine Kinder eine Wohnung in Ramallah. Doch dort seien die Preise bereits explodiert. «Diese Mauer! Ich hab die Israelis stets für ein intelligentes Volk gehalten. Und was tun sie? Lernen nichts aus der Geschichte. Wenn ich nicht irre, gab es eine ähnliche Mauer doch auch ums Warschauer Getto, oder?» Daromar starrt an

